

Der Erbkruhwirth.

Eine ostpreussische Dorfgeschichte von W. Wiesen.

In endloser Bläue spannt sich der Himmel über den kleinen Strandort aus und verhilft mit dem fernen Horizont mit dem blauen Meeresspiegel. Zwei Ziegen weiden gemächlich am Grabenrand. In einiger Entfernung sitzt ein junges Mädchen. Eine dicke Warzjacke, wie die Fischer sie auf der See zu tragen pflegen, liegt auf ihrem Schooß, sie flüßt die zerrißnen Ärmel, während sie zwischen sich mit schnellem Blick nach den Ziegen schaut, ob diese auch nicht die ihnen angewiesene Weidengrenze überschritten.

Langsam neigt sich der Tag. Jetzt weilt die Sonne nur noch einen schrägen, goldenen Streifen über das blonde, unbedeckte Haar der jungen Birtn.

Sie hat ihre Arbeit beendet, Springt auf und greift nach der im Gras liegenden Weidengerte. Dann ruft sie die Ziegen, die mederrn Antwort geben, und treibt sie vor sich her dem Dorfe zu.

Am Eingang desselben liegt, von den kleinen, strohgedeckten Fischerwohnungen vornehm abgefordert, ein stattliches Haus mit rothem Ziegeldach.

Zum Erbkruhwirth steht auf dem weißen Schild über dem Hauseingang. Die Gastwirthschaft gehört dem alten Peter Maquhn und geht seit unendlichen Zeiten in der Familie immer vom Vater auf den ältesten Sohn über.

Wie das Mädchen ihre Ziegen am offenen Hofthor vorbeistreibt, hebt sie verthölen die Augen und läßt sie blüßschnell herumstreifen. Am Pfeiler lehnt ein hübscher, blonder Mensch, er nickt ihr zu, und in ihr sonnenbranntes Gesicht steigt heiß das Blut.

Aus der Thür der Gaststube tritt im selben Augenblick ein anderer Bursche, nicht so hoch gewachsen wie jener, aber derber, stämmiger. Pfeifend geht er die Dorfstraße entlang, immer hinter dem Mädchen her. Sie merkt es wohl, aber sie wendet sich nicht um.

Hinter dem Schulhause, zwischen den dichtesten Hollunderbüschen, hat er sie mit ein paar großen Schritten erreicht und faßt ihre Schulter.

„Was rennst denn du, Marie? So hast du dich nicht zu verhalten! So hast du dich nicht zu verhalten!“

„Was soll ich hier, Marie? Knecht spielen beim Bruder? Ne, das kannst du nicht verlangen. Vater will dich zur Arbeit gehen, der Wilhelm übernimmt das Grundstück, da ist besser, ich such mir anderwärts mein Brod. Hab ich erst was gepart, dann komm ich zurück, und dann machst du was du willst.“

„Mit Augen, in denen noch Thränen anklingen, sah sie plötzlich zu ihm auf.“

„Ja, Fried, so soll's sein, wenn unser lieber Herrgott will.“

Sie hatten sich bei den Händen gefaßt und gingen still neben einander hin bis da, wo der Wald sich lichtet und man zu der höchsten, schroff abfallenden Dünenlippe hinauffragt.

Tief unter ihnen schäumte das Meer. Ein schmaler, leuchtgelber Streif zog sich, wie ein feines silbernes Rinnel, vom Strande quer durch bis zu der fernsten Klüfte. — Triebland — wer da hinein geräth, verliert rettungslos. Eine Warnungstafel bezeichnet die gefahrvolle Stelle.

Der Mond warf seinen vollen Schein über die beiden dunkeln Gehäusen und zeichnete sie scharf gegen den nächtlichen Himmel ab.

Das Mädchen blieb stehen und löste sich aus dem Arm des Liebsten.

„Es ist spät, Fried, ich muß jetzt nach Haus.“

„Dann bring ich dich noch bis an eure Thür, Marielchen.“

„Nein, laß, wehrte sie, wenn's nur nicht, gib's gleich ein Gehebe. Gute Nacht, Fried.“

„Gute Nacht.“

Schnell kitzte der Bursche sie noch einmal und sah ihr lange nach, wie sie behend durch das raschende Strandgras schritt. Dann trat er nahe an den Rand der Düne. Da hinaus, auf das weite Meer, zog er in wenigen Tagen. Die Heimath war ihm verbleibt, und dennoch fiel ihm das Fortgehen schwer. Ja, wäre es nicht wegen der Marie gewesen, und daß sie sich jetzt trennen mußten! Sein erliches, treues Herz wurde ganz weich, wenn er daran dachte, wie manches liebe Mal er hier mit ihr gestanden hatte, und wie lange es wohl noch dauern konnte, bis sie ein Paar wurden.

Die Heimgen zipten leise im Gras und hörten ihn nicht in seinem Sinnen.

Aber jetzt kam, vom Erbkruwirth her, mit schweren, ungleichen Schritten ein Mann über die Düne. Sein von reichlichem Bier- und Brantweinangewöhnliches Gesicht trug einen erbitterten Ausdruck. Sobald er den ihm den Rücken zuwendenden Burschen erkannte, rief er höhnisch:

„Gottfried ist es, von wegen dem verdammten Lämmel!“

Trotzig hob sie den blonden Kopf und sagte:

„Du sollst dich was schämen, auf Deinen leiblichen Bruder zu schimpfen. Und wenn Du es denn durchaus wissen willst: Ja, ich bin dem Fried gut; schon von damaliger Zeit her, wie wir zusammen zur Kinderlehr gegangen sind, und später haben wir uns das Wort gegeben, daß wir mal Mann und Frau werden wollen. Der Gottfried ist zwar man bloß jüngerer Sohn, deswegen ist er mir aber doch zehnmal lieber wie Du. Dir hat der Krugwirth das Grundstück verschrieben, ich hab dafür dem Fried mein Herz verschrieben und das gehört ihm nun auch für ewige Zeit.“

Sie schob den Holzriegel des moosbewachsenen Bretterzaunes zurück, der ein kleines Fischeranwesen begrenzte, warf die Thür hinter sich zu und trat, ohne noch einmal rückwärts zu schauen, ins Haus.

Dem Burschen schwellen die Jorndern an der Stirn hoch auf. Mit berdem Fluch spudte er den Grashalm von sich, an dem er gefaßt hatte.

„Bande, verdammte,“ murrte sein breite Lippen, „treff ich Euch mal wo zusammen, wahrhaftiger Gott, ich weiß nicht, was ich thu!“

Im Erbkruwirth war Tanzmusik. Ein halbblüthiger Junge spielte Ziehharmonika, der lahme Schneider des Dorfes fiedelte dazu auf einer schrillen, schlecht gestimmten Geige.

Die Fenster der Krugstube standen weit offen. Lautes Lachen, Kreischen und Lachen schallte in den stillen Abend hinaus.

Es war eine wundervolle Sommernacht.

Den schmalen Waldweg entlang, der zur Düne hinaufführt, gingen ein Bursche und ein Mädchen. Sie hielten sich eng umschlungen. Das Mädchen hatte den blonden Kopf an des Liebsten Schulter gedrückt und schluchzte leise.

„Marielchen, traust du mir, mein' bloß nicht mehr,“ bat der Bursche und verdundte der eiaenen Stimme Festigkeit zu geben. „Ich bleib Dir treu, das weißt du doch, und in zwei, drei Jahren bin ich wieder bei Dir.“

„Ach Gott, Fried,“ seufzte sie bang, „was ist das 'ne lange Zeit! Wenn Du doch lieber nicht weggehst!“

„Er wandte ihr sein offenes, treuherziges Gesicht zu.“

„Was soll ich hier, Marie? Knecht spielen beim Bruder? Ne, das kannst du nicht verlangen. Vater will dich zur Arbeit gehen, der Wilhelm übernimmt das Grundstück, da ist besser, ich such mir anderwärts mein Brod. Hab ich erst was gepart, dann komm ich zurück, und dann machst du was du willst.“

„Mit Augen, in denen noch Thränen anklingen, sah sie plötzlich zu ihm auf.“

„Ja, Fried, so soll's sein, wenn unser lieber Herrgott will.“

Sie hatten sich bei den Händen gefaßt und gingen still neben einander hin bis da, wo der Wald sich lichtet und man zu der höchsten, schroff abfallenden Dünenlippe hinauffragt.

Tief unter ihnen schäumte das Meer. Ein schmaler, leuchtgelber Streif zog sich, wie ein feines silbernes Rinnel, vom Strande quer durch bis zu der fernsten Klüfte. — Triebland — wer da hinein geräth, verliert rettungslos. Eine Warnungstafel bezeichnet die gefahrvolle Stelle.

Der Mond warf seinen vollen Schein über die beiden dunkeln Gehäusen und zeichnete sie scharf gegen den nächtlichen Himmel ab.

Das Mädchen blieb stehen und löste sich aus dem Arm des Liebsten.

„Es ist spät, Fried, ich muß jetzt nach Haus.“

„Dann bring ich dich noch bis an eure Thür, Marielchen.“

„Nein, laß, wehrte sie, wenn's nur nicht, gib's gleich ein Gehebe. Gute Nacht, Fried.“

„Gute Nacht.“

Schnell kitzte der Bursche sie noch einmal und sah ihr lange nach, wie sie behend durch das raschende Strandgras schritt. Dann trat er nahe an den Rand der Düne. Da hinaus, auf das weite Meer, zog er in wenigen Tagen. Die Heimath war ihm verbleibt, und dennoch fiel ihm das Fortgehen schwer. Ja, wäre es nicht wegen der Marie gewesen, und daß sie sich jetzt trennen mußten! Sein erliches, treues Herz wurde ganz weich, wenn er daran dachte, wie manches liebe Mal er hier mit ihr gestanden hatte, und wie lange es wohl noch dauern konnte, bis sie ein Paar wurden.

Die Heimgen zipten leise im Gras und hörten ihn nicht in seinem Sinnen.

Aber jetzt kam, vom Erbkruwirth her, mit schweren, ungleichen Schritten ein Mann über die Düne. Sein von reichlichem Bier- und Brantweinangewöhnliches Gesicht trug einen erbitterten Ausdruck. Sobald er den ihm den Rücken zuwendenden Burschen erkannte, rief er höhnisch:

„Gottfried ist es, von wegen dem verdammten Lämmel!“

Trotzig hob sie den blonden Kopf und sagte:

„Du sollst dich was schämen, auf Deinen leiblichen Bruder zu schimpfen. Und wenn Du es denn durchaus wissen willst: Ja, ich bin dem Fried gut; schon von damaliger Zeit her, wie wir zusammen zur Kinderlehr gegangen sind, und später haben wir uns das Wort gegeben, daß wir mal Mann und Frau werden wollen. Der Gottfried ist zwar man bloß jüngerer Sohn, deswegen ist er mir aber doch zehnmal lieber wie Du. Dir hat der Krugwirth das Grundstück verschrieben, ich hab dafür dem Fried mein Herz verschrieben und das gehört ihm nun auch für ewige Zeit.“

Sie schob den Holzriegel des moosbewachsenen Bretterzaunes zurück, der ein kleines Fischeranwesen begrenzte, warf die Thür hinter sich zu und trat, ohne noch einmal rückwärts zu schauen, ins Haus.

Dem Burschen schwellen die Jorndern an der Stirn hoch auf. Mit berdem Fluch spudte er den Grashalm von sich, an dem er gefaßt hatte.

„Bande, verdammte,“ murrte sein breite Lippen, „treff ich Euch mal wo zusammen, wahrhaftiger Gott, ich weiß nicht, was ich thu!“

Im Erbkruwirth war Tanzmusik. Ein halbblüthiger Junge spielte Ziehharmonika, der lahme Schneider des Dorfes fiedelte dazu auf einer schrillen, schlecht gestimmten Geige.

Die Fenster der Krugstube standen weit offen. Lautes Lachen, Kreischen und Lachen schallte in den stillen Abend hinaus.

Es war eine wundervolle Sommernacht.

Den schmalen Waldweg entlang, der zur Düne hinaufführt, gingen ein Bursche und ein Mädchen. Sie hielten sich eng umschlungen. Das Mädchen hatte den blonden Kopf an des Liebsten Schulter gedrückt und schluchzte leise.

„Marielchen, traust du mir, mein' bloß nicht mehr,“ bat der Bursche und verdundte der eiaenen Stimme Festigkeit zu geben. „Ich bleib Dir treu, das weißt du doch, und in zwei, drei Jahren bin ich wieder bei Dir.“

„Ach Gott, Fried,“ seufzte sie bang, „was ist das 'ne lange Zeit! Wenn Du doch lieber nicht weggehst!“

„Er wandte ihr sein offenes, treuherziges Gesicht zu.“

„Was soll ich hier, Marie? Knecht spielen beim Bruder? Ne, das kannst du nicht verlangen. Vater will dich zur Arbeit gehen, der Wilhelm übernimmt das Grundstück, da ist besser, ich such mir anderwärts mein Brod. Hab ich erst was gepart, dann komm ich zurück, und dann machst du was du willst.“

„Mit Augen, in denen noch Thränen anklingen, sah sie plötzlich zu ihm auf.“

„Ja, Fried, so soll's sein, wenn unser lieber Herrgott will.“

Sie hatten sich bei den Händen gefaßt und gingen still neben einander hin bis da, wo der Wald sich lichtet und man zu der höchsten, schroff abfallenden Dünenlippe hinauffragt.

Tief unter ihnen schäumte das Meer. Ein schmaler, leuchtgelber Streif zog sich, wie ein feines silbernes Rinnel, vom Strande quer durch bis zu der fernsten Klüfte. — Triebland — wer da hinein geräth, verliert rettungslos. Eine Warnungstafel bezeichnet die gefahrvolle Stelle.

Der Mond warf seinen vollen Schein über die beiden dunkeln Gehäusen und zeichnete sie scharf gegen den nächtlichen Himmel ab.

Das Mädchen blieb stehen und löste sich aus dem Arm des Liebsten.

„Es ist spät, Fried, ich muß jetzt nach Haus.“

„Dann bring ich dich noch bis an eure Thür, Marielchen.“

„Nein, laß, wehrte sie, wenn's nur nicht, gib's gleich ein Gehebe. Gute Nacht, Fried.“

„Gute Nacht.“

Schnell kitzte der Bursche sie noch einmal und sah ihr lange nach, wie sie behend durch das raschende Strandgras schritt. Dann trat er nahe an den Rand der Düne. Da hinaus, auf das weite Meer, zog er in wenigen Tagen. Die Heimath war ihm verbleibt, und dennoch fiel ihm das Fortgehen schwer. Ja, wäre es nicht wegen der Marie gewesen, und daß sie sich jetzt trennen mußten! Sein erliches, treues Herz wurde ganz weich, wenn er daran dachte, wie manches liebe Mal er hier mit ihr gestanden hatte, und wie lange es wohl noch dauern konnte, bis sie ein Paar wurden.

Die Heimgen zipten leise im Gras und hörten ihn nicht in seinem Sinnen.

Aber jetzt kam, vom Erbkruwirth her, mit schweren, ungleichen Schritten ein Mann über die Düne. Sein von reichlichem Bier- und Brantweinangewöhnliches Gesicht trug einen erbitterten Ausdruck. Sobald er den ihm den Rücken zuwendenden Burschen erkannte, rief er höhnisch:

„Gottfried ist es, von wegen dem verdammten Lämmel!“

Trotzig hob sie den blonden Kopf und sagte:

„Du sollst dich was schämen, auf Deinen leiblichen Bruder zu schimpfen. Und wenn Du es denn durchaus wissen willst: Ja, ich bin dem Fried gut; schon von damaliger Zeit her, wie wir zusammen zur Kinderlehr gegangen sind, und später haben wir uns das Wort gegeben, daß wir mal Mann und Frau werden wollen. Der Gottfried ist zwar man bloß jüngerer Sohn, deswegen ist er mir aber doch zehnmal lieber wie Du. Dir hat der Krugwirth das Grundstück verschrieben, ich hab dafür dem Fried mein Herz verschrieben und das gehört ihm nun auch für ewige Zeit.“

Sie schob den Holzriegel des moosbewachsenen Bretterzaunes zurück, der ein kleines Fischeranwesen begrenzte, warf die Thür hinter sich zu und trat, ohne noch einmal rückwärts zu schauen, ins Haus.

Dem Burschen schwellen die Jorndern an der Stirn hoch auf. Mit berdem Fluch spudte er den Grashalm von sich, an dem er gefaßt hatte.

„Bande, verdammte,“ murrte sein breite Lippen, „treff ich Euch mal wo zusammen, wahrhaftiger Gott, ich weiß nicht, was ich thu!“

Im Erbkruwirth war Tanzmusik. Ein halbblüthiger Junge spielte Ziehharmonika, der lahme Schneider des Dorfes fiedelte dazu auf einer schrillen, schlecht gestimmten Geige.

Die Fenster der Krugstube standen weit offen. Lautes Lachen, Kreischen und Lachen schallte in den stillen Abend hinaus.

Es war eine wundervolle Sommernacht.

Den schmalen Waldweg entlang, der zur Düne hinaufführt, gingen ein Bursche und ein Mädchen. Sie hielten sich eng umschlungen. Das Mädchen hatte den blonden Kopf an des Liebsten Schulter gedrückt und schluchzte leise.

„Marielchen, traust du mir, mein' bloß nicht mehr,“ bat der Bursche und verdundte der eiaenen Stimme Festigkeit zu geben. „Ich bleib Dir treu, das weißt du doch, und in zwei, drei Jahren bin ich wieder bei Dir.“

„Ach Gott, Fried,“ seufzte sie bang, „was ist das 'ne lange Zeit! Wenn Du doch lieber nicht weggehst!“

„Er wandte ihr sein offenes, treuherziges Gesicht zu.“

„Was soll ich hier, Marie? Knecht spielen beim Bruder? Ne, das kannst du nicht verlangen. Vater will dich zur Arbeit gehen, der Wilhelm übernimmt das Grundstück, da ist besser, ich such mir anderwärts mein Brod. Hab ich erst was gepart, dann komm ich zurück, und dann machst du was du willst.“

„Mit Augen, in denen noch Thränen anklingen, sah sie plötzlich zu ihm auf.“

„Ja, Fried, so soll's sein, wenn unser lieber Herrgott will.“

Sie hatten sich bei den Händen gefaßt und gingen still neben einander hin bis da, wo der Wald sich lichtet und man zu der höchsten, schroff abfallenden Dünenlippe hinauffragt.

Tief unter ihnen schäumte das Meer. Ein schmaler, leuchtgelber Streif zog sich, wie ein feines silbernes Rinnel, vom Strande quer durch bis zu der fernsten Klüfte. — Triebland — wer da hinein geräth, verliert rettungslos. Eine Warnungstafel bezeichnet die gefahrvolle Stelle.

Der Mond warf seinen vollen Schein über die beiden dunkeln Gehäusen und zeichnete sie scharf gegen den nächtlichen Himmel ab.

Das Mädchen blieb stehen und löste sich aus dem Arm des Liebsten.

„Es ist spät, Fried, ich muß jetzt nach Haus.“

„Dann bring ich dich noch bis an eure Thür, Marielchen.“

„Nein, laß, wehrte sie, wenn's nur nicht, gib's gleich ein Gehebe. Gute Nacht, Fried.“

„Gute Nacht.“

Schnell kitzte der Bursche sie noch einmal und sah ihr lange nach, wie sie behend durch das raschende Strandgras schritt. Dann trat er nahe an den Rand der Düne. Da hinaus, auf das weite Meer, zog er in wenigen Tagen. Die Heimath war ihm verbleibt, und dennoch fiel ihm das Fortgehen schwer. Ja, wäre es nicht wegen der Marie gewesen, und daß sie sich jetzt trennen mußten! Sein erliches, treues Herz wurde ganz weich, wenn er daran dachte, wie manches liebe Mal er hier mit ihr gestanden hatte, und wie lange es wohl noch dauern konnte, bis sie ein Paar wurden.

Die Heimgen zipten leise im Gras und hörten ihn nicht in seinem Sinnen.

Aber jetzt kam, vom Erbkruwirth her, mit schweren, ungleichen Schritten ein Mann über die Düne. Sein von reichlichem Bier- und Brantweinangewöhnliches Gesicht trug einen erbitterten Ausdruck. Sobald er den ihm den Rücken zuwendenden Burschen erkannte, rief er höhnisch:

„Gottfried ist es, von wegen dem verdammten Lämmel!“

Trotzig hob sie den blonden Kopf und sagte:

„Du sollst dich was schämen, auf Deinen leiblichen Bruder zu schimpfen. Und wenn Du es denn durchaus wissen willst: Ja, ich bin dem Fried gut; schon von damaliger Zeit her, wie wir zusammen zur Kinderlehr gegangen sind, und später haben wir uns das Wort gegeben, daß wir mal Mann und Frau werden wollen. Der Gottfried ist zwar man bloß jüngerer Sohn, deswegen ist er mir aber doch zehnmal lieber wie Du. Dir hat der Krugwirth das Grundstück verschrieben, ich hab dafür dem Fried mein Herz verschrieben und das gehört ihm nun auch für ewige Zeit.“

Sie schob den Holzriegel des moosbewachsenen Bretterzaunes zurück, der ein kleines Fischeranwesen begrenzte, warf die Thür hinter sich zu und trat, ohne noch einmal rückwärts zu schauen, ins Haus.

Dem Burschen schwellen die Jorndern an der Stirn hoch auf. Mit berdem Fluch spudte er den Grashalm von sich, an dem er gefaßt hatte.

„Bande, verdammte,“ murrte sein breite Lippen, „treff ich Euch mal wo zusammen, wahrhaftiger Gott, ich weiß nicht, was ich thu!“

Im Erbkruwirth war Tanzmusik. Ein halbblüthiger Junge spielte Ziehharmonika, der lahme Schneider des Dorfes fiedelte dazu auf einer schrillen, schlecht gestimmten Geige.

Die Fenster der Krugstube standen weit offen. Lautes Lachen, Kreischen und Lachen schallte in den stillen Abend hinaus.

Es war eine wundervolle Sommernacht.

Den schmalen Waldweg entlang, der zur Düne hinaufführt, gingen ein Bursche und ein Mädchen. Sie hielten sich eng umschlungen. Das Mädchen hatte den blonden Kopf an des Liebsten Schulter gedrückt und schluchzte leise.

„Marielchen, traust du mir, mein' bloß nicht mehr,“ bat der Bursche und verdundte der eiaenen Stimme Festigkeit zu geben. „Ich bleib Dir treu, das weißt du doch, und in zwei, drei Jahren bin ich wieder bei Dir.“

„Ach Gott, Fried,“ seufzte sie bang, „was ist das 'ne lange Zeit! Wenn Du doch lieber nicht weggehst!“

„Er wandte ihr sein offenes, treuherziges Gesicht zu.“

„Was soll ich hier, Marie? Knecht spielen beim Bruder? Ne, das kannst du nicht verlangen. Vater will dich zur Arbeit gehen, der Wilhelm übernimmt das Grundstück, da ist besser, ich such mir anderwärts mein Brod. Hab ich erst was gepart, dann komm ich zurück, und dann machst du was du willst.“

„Mit Augen, in denen noch Thränen anklingen, sah sie plötzlich zu ihm auf.“

„Ja, Fried, so soll's sein, wenn unser lieber Herrgott will.“

Sie hatten sich bei den Händen gefaßt und gingen still neben einander hin bis da, wo der Wald sich lichtet und man zu der höchsten, schroff abfallenden Dünenlippe hinauffragt.

Tief unter ihnen schäumte das Meer. Ein schmaler, leuchtgelber Streif zog sich, wie ein feines silbernes Rinnel, vom Strande quer durch bis zu der fernsten Klüfte. — Triebland — wer da hinein geräth, verliert rettungslos. Eine Warnungstafel bezeichnet die gefahrvolle Stelle.

Der Mond warf seinen vollen Schein über die beiden dunkeln Gehäusen und zeichnete sie scharf gegen den nächtlichen Himmel ab.

Das Mädchen blieb stehen und löste sich aus dem Arm des Liebsten.

„Es ist spät, Fried, ich muß jetzt nach Haus.“

„Dann bring ich dich noch bis an eure Thür, Marielchen.“

„Nein, laß, wehrte sie, wenn's nur nicht, gib's gleich ein Gehebe. Gute Nacht, Fried.“

„Gute Nacht.“

Schnell kitzte der Bursche sie noch einmal und sah ihr lange nach, wie sie behend durch das raschende Strandgras schritt. Dann trat er nahe an den Rand der Düne. Da hinaus, auf das weite Meer, zog er in wenigen Tagen. Die Heimath war ihm verbleibt, und dennoch fiel ihm das Fortgehen schwer. Ja, wäre es nicht wegen der Marie gewesen, und daß sie sich jetzt trennen mußten! Sein erliches, treues Herz wurde ganz weich, wenn er daran dachte, wie manches liebe Mal er hier mit ihr gestanden hatte, und wie lange es wohl noch dauern konnte, bis sie ein Paar wurden.

Die Heimgen zipten leise im Gras und hörten ihn nicht in seinem Sinnen.

Aber jetzt kam, vom Erbkruwirth her, mit schweren, ungleichen Schritten ein Mann über die Düne. Sein von reichlichem Bier- und Brantweinangewöhnliches Gesicht trug einen erbitterten Ausdruck. Sobald er den ihm den Rücken zuwendenden Burschen erkannte, rief er höhnisch:

„Gottfried ist es, von wegen dem verdammten Lämmel!“

Trotzig hob sie den blonden Kopf und sagte:

„Du sollst dich was schämen, auf Deinen leiblichen Bruder zu schimpfen. Und wenn Du es denn durchaus wissen willst: Ja, ich bin dem Fried gut; schon von damaliger Zeit her, wie wir zusammen zur Kinderlehr gegangen sind, und später haben wir uns das Wort gegeben, daß wir mal Mann und Frau werden wollen. Der Gottfried ist zwar man bloß jüngerer Sohn, deswegen ist er mir aber doch zehnmal lieber wie Du. Dir hat der Krugwirth das Grundstück verschrieben, ich hab dafür dem Fried mein Herz verschrieben und das gehört ihm nun auch für ewige Zeit.“

Sie schob den Holzriegel des moosbewachsenen Bretterzaunes zurück, der ein kleines Fischeranwesen begrenzte, warf die Thür hinter sich zu und trat, ohne noch einmal rückwärts zu schauen, ins Haus.

Dem Burschen schwellen die Jorndern an der Stirn hoch auf. Mit berdem Fluch spudte er den Grashalm von sich, an dem er gefaßt hatte.

„Bande, verdammte,“ murrte sein breite Lippen, „treff ich Euch mal wo zusammen, wahrhaftiger Gott, ich weiß nicht, was ich thu!“

Im Erbkruwirth war Tanzmusik. Ein halbblüthiger Junge spielte Ziehharmonika, der lahme Schneider des Dorfes fiedelte dazu auf einer schrillen, schlecht gestimmten Geige.

Die Fenster der Krugstube standen weit offen. Lautes Lachen, Kreischen und Lachen schallte in den stillen Abend hinaus.

Es war eine wundervolle Sommernacht.

Den schmalen Waldweg entlang, der zur Düne hinaufführt, gingen ein Bursche und ein Mädchen. Sie hielten sich eng umschlungen. Das Mädchen hatte den blonden Kopf an des Liebsten Schulter gedrückt und schluchzte leise.

„Marielchen, traust du mir, mein' bloß nicht mehr,“ bat der Bursche und verdundte der eiaenen Stimme Festigkeit zu geben. „Ich bleib Dir treu, das weißt du doch, und in zwei, drei Jahren bin ich wieder bei Dir.“

„Ach Gott, Fried,“ seufzte sie bang, „was ist das 'ne lange Zeit! Wenn Du doch lieber nicht weggehst!“

„Er wandte ihr sein offenes, treuherziges Gesicht zu.“

„Was soll ich hier, Marie? Knecht spielen beim Bruder? Ne, das kannst du nicht verlangen. Vater will dich zur Arbeit gehen, der Wilhelm übernimmt das Grundstück, da ist besser, ich such mir anderwärts mein Brod. Hab ich erst was gepart, dann komm ich zurück, und dann machst du was du willst.“

„Mit Augen, in denen noch Thränen anklingen, sah sie plötzlich zu ihm auf.“

„Ja, Fried, so soll's sein, wenn unser lieber Herrgott will.“

Sie hatten sich bei den Händen gefaßt und gingen still neben einander hin bis da, wo der Wald sich lichtet und man zu der höchsten, schroff abfallenden Dünenlippe hinauffragt.

Tief unter ihnen schäumte das Meer. Ein schmaler, leuchtgelber Streif zog sich, wie ein feines silbernes Rinnel, vom Strande quer durch bis zu der fernsten Klüfte. — Triebland — wer da hinein geräth, verliert rettungslos. Eine Warnungstafel bezeichnet die gefahrvolle Stelle.

Der Mond warf seinen vollen Schein über die beiden dunkeln Gehäusen und zeichnete sie scharf gegen den nächtlichen Himmel ab.

Das Mädchen blieb stehen und löste sich aus dem Arm des Liebsten.

„Es ist spät, Fried, ich muß jetzt nach Haus.“

„Dann bring ich dich noch bis an eure Thür, Marielchen.“

„Nein, laß, wehrte sie, wenn's nur nicht, gib's gleich ein Gehebe. Gute Nacht, Fried.“

„Gute Nacht.“

Schnell kitzte der Bursche sie noch einmal und sah ihr lange nach, wie sie behend durch das raschende Strandgras schritt. Dann trat er nahe an den Rand der Düne. Da hinaus, auf das weite Meer, zog er in wenigen Tagen. Die Heimath war ihm verbleibt, und dennoch fiel ihm das Fortgehen schwer. Ja, wäre es nicht wegen der Marie gewesen, und daß sie sich jetzt trennen mußten! Sein erliches, treues Herz wurde ganz weich, wenn er daran dachte, wie manches liebe Mal er hier mit ihr gestanden hatte, und wie lange es wohl noch dauern konnte, bis sie ein Paar wurden.

Die Heimgen zipten leise im Gras und hörten ihn nicht in seinem Sinnen.

Aber jetzt kam, vom Erbkruwirth her, mit schweren, ungleichen Schritten ein Mann über die Düne. Sein von reichlichem Bier- und Brantweinangewöhnliches Gesicht trug einen erbitterten Ausdruck. Sobald er den ihm den Rücken zuwendenden Burschen erkannte, rief er höhnisch:

Schachschichten.

Das internationale Schachturnier zu Ostende bietet Veranlassung, einige interessante Episoden aus der Schachwelt mitzutheilen.

Es dürfte nicht allgemein bekannt sein, daß die Königin Luise eine eifrige Schachspielerin war und als „gnädige Frau von Barch“ diesem Spiel mit Vorliebe huldigte. Als sie mit ihrem Gemahl den Thron bestieg, wurde ihr bei der Krönungshuldigung in Königsberg durch eine Deputation der Königsberger Bernsteinarbeiter ein aus Bernstein kunstvoll gearbeitetes Schachspiel überreicht, wofür sich die königliche Schachspielerin dadurch revanchirte, daß sie der Junft der Königsberger Bernsteinarbeiter 68 große Schuldigungsbekanntnisse überreichte ließ. Auch Friedrich der Große spielte gelegentlich gerne Schach. Es wird noch heute auf dem Felde bei Kohnwald in Mähren der Platz gezeigt, wo er mit dem Grafen Hoditz im Freien Schach spielte, aber nicht auf einem gewöhnlichen Schachbrett, sondern auf einem in 64 schwarze und wei